


## Im Paradies.

Roman von **Woldemar Urban.**

(Fortsetzung.)

21. (Nachdruck verboten.)

Der nächste Tag brachte einen wundervollen, warmen Herbstmorgen, wie ihn um diese späte Jahreszeit eben nur das nahezu winterlose Neapel bietet. Die Sonne stand hell und grell leuchtend am Himmel, die aus dem Norden hierher gezogenen Vögel huschten zwitschernd von Baum zu Baum, von Ast zu Ast, als wenn sie sich freuten, dem schnee- und eisbedeckten Lande weit jenseits der Alpen entronnen zu sein. Die ewig grünen Gärten des Posilippo hoben sich in der klaren Luft von den im Golf ihnen gegenüberliegenden rotbraunen Felsmassen des Monte Sant Angelo, von Sorrento und Massa malerisch ab, und im Park der Villa Marini blühten die Rosen. —

Träumerisch saß Marianne an ihrem Lieblingsplatz, einer kleinen Weinlaube, hart über den steil aus dem Meere aufsteigenden Tufffelsen, in denen die geheimnisvollen Grotten lagen. Von fern her scholl das laute, überlaute Leben und Treiben der Stadt, schrieen die Esel, kreischten die Händler, die ihre Waren in den Straßen feilboten, und rasselten die Wagen. — —

Wie kam es nur, grübelte Marianne für sich, daß hier in Neapel, auf einem Boden, wo jeder Fußbreit eine lebendige Illustration der Weltgeschichte war, wo allerorten mächtige Tempel- und Theaterruinen, wo ganze ausgegrabene Städte, wie Pompeji und Herculanum, die dort drüben am Fuße des Vesuv lagen, von der gewaltigen Vergangenheit des Landes predigen, wie kam es, daß gerade in Neapel ein Geschlecht groß wuchs, das nicht den mindesten historischen Sinn hat, das nur der Gegenwart, nur dem Augenblick lebt? War das nicht eine Undankbarkeit, ein Frevel an der Vergangenheit? War es nicht eine Pflicht dieses Volkes, aus der großen, herrlichen Vergangenheit seines Landes zu lernen? Marianne war noch ein junges Mädchen und wußte eben nicht, daß die meisten Völker aus ihrer eigenen Vergangenheit nichts zu lernen vermögen, und besonders die Neapolitaner nicht. Neapel ist zu schön, als daß man sich dort um etwas anderes als die Gegenwart bekümmern könnte.

„Mein gnädiges Fräulein —“ hörte sie sich plötzlich angesprochen, „es thut mir leid, Sie in Ihrer Nachdenklichkeit zu stören, aber ich hoffe, Sie verzeihen es mir, denn ich bringe Ihnen eine gute Nachricht.“

„Ah, Sie sind es, Herr Graf!“ antwortete Marianne, da sie Giuliano vor sich sah. „Und Sie bringen mir eine gute Nachricht? Nun, eine solche kann man immer brauchen. Waren Sie in Nisida?“

„Nein,“ antwortete Giuliano etwas verlegen. Er wußte wohl, was sie für Nachrichten von Nisida erwartete, aber er konnte ihr keine geben, wenigstens keine guten. Mit Mario stand es noch immer beim alten.

„Nun,“ erwiderte sie, „dann kümmern mich Ihre Nachrichten wenig, sie mögen gut oder schlecht sein. Was haben Sie mir zu sagen? Lassen Sie hören. Wenn Ihre Botschaft mir gefällt, Herr Graf, werde ich Ihnen auch eine Nachricht geben, die Ihnen sicher angenehm sein wird.“



Reval, vom Hafen aus gesehen. (S. 291)

„Mir?"

„Ja. Aber zuerst Sie! Was haben Sie zu sagen?"

„Daß die Nachgrabungen in der Villa Marini noch heute vor sich gehen werden —"

Sie zuckte gleichgültig, wie verächtlich, mit den Schultern. Was kümmerten sie jetzt alle Nachgrabungen der Welt?

„Sie wissen doch, daß noch in der letzten Stunde der jetzige Besitzer der Villa Marini, ein Herr Mastrillo in Mailand, Einspruch erhoben hatte, aus Furcht, man könnte ihm etwas fortschleppen?"

„Ja doch, mein Gott, ich weiß wohl. Dieser Herr, der als Hypothekengläubiger die Villa übernehmen mußte, um sein Geld nicht zu verlieren, hat sie meinem Vater wiederholt zum Kauf angeboten. Aber dieser ist natürlich nicht darauf eingegangen."

„Ich kann mir wohl denken, daß Herr Mastrillo die Villa gern wieder los sein möchte. Einstweilen ist er aber doch wohl froh, daß er sie in einer Weise vermietet hat, die ihm gute Zinsen für sein Kapital sichert. Das mag ihn auch wohl bewogen haben, Herrn Marini heute telegraphisch seine Einwilligung zu den Nachgrabungen zu senden, mit der Bedingung, daß ihm die Hälfte des etwaigen Fundwertes zugestanden wird."

„Bah, meinethalben soll er den ganzen Fundwert haben. Sie wissen ja, Herr Graf, wir sind keine Schatzgräber. Es handelt sich ja nur darum, die Fundamente der alten Lukullischen Villa, die hier gestanden haben soll, festzustellen."

„Nun, Sie haben jetzt jedenfalls freie Hand und können machen, was Sie wollen. Nun aber Ihre Neuigkeit, mein Fräulein. Sie sprachen von einer Neuigkeit, die mich betrifft."

„Sie, Herr Graf? Sagte ich so? Aber setzen Sie sich doch," erwiderte Marianne.

„Allerdings, ich glaubte es so verstehen zu müssen."

„Das ist eigentlich nicht ganz richtig, Herr Graf," antwortete Marianne wehmütig lächelnd, „denn eigentlich betrifft sie Peppa. Wollen Sie hören?"

„Natürlich. Alles, was Peppa betrifft, betrifft auch mich."

„Nun, dann hören Sie zu. Ich will Ihnen, so gut ich kann, übersetzen, was mir mein Vater gestern schrieb. Es lautet: Das Bild Peppas von der Villa Marini ist seit vierzehn Tagen in der hiesigen Kunstausstellung und findet selbst bei Fachleuten große Anerkennung. Um die junge Künstlerin nicht zu stolz zu machen, will ich hier alle Lobeserhebungen, die mir über das Bild gemacht worden sind, weglassen und nur erwähnen, daß man besonders ihren merkwürdig feinen Farbensinn bewundert, und daß mir für das Bild von einem Kunstkenner bereits tausend Mark geboten worden sind."

„Ich wußte es, wußte es stets," unterbrach sie Giuliano aufgeregt, „ich habe Peppa immer für eine wahre Künstlerin gehalten. Auch Professor Rotta, der ihr letzter Lehrer war, nannte sie immer seine beste Schülerin und bedauerte es, daß sie sich nicht ganz der Kunst widmen wolle."

„Mein Vater möchte nun wissen," fuhr das junge Mädchen fort, „ob Peppa das Bild für tausend Mark verkaufen will, oder ob sie etwa noch ein besseres Gebot abzuwarten gedenkt."

„Tausend Mark sind etwa dreizehnhundert Lire, nicht wahr?"

„Etwas darüber. Für diesen Preis würde es mein Vater noch selbst behalten und das Geld anweisen. Aber es wäre ja möglich, daß, wenn das Bild erst weiter bekannt wird, noch ein besseres Angebot eingeht. Wollen Sie Peppa das Erforderliche mitteilen, damit ich dann meinem Vater ihre Meinung schreiben kann? Sie wissen, meine Verständigung mit Peppa geschieht zwar auch durch die Lippen, pflegt aber stumm zu sein und reicht jedenfalls dazu nicht aus."

Die Hauptstraße der japanischen Niederlassung in Tschemulpo (Korea). (S. 291)

„Nichts kann mir erwünschter sein," entgegnete Giuliano und nahm hitzig seinen Hut, um sofort diesen Auftrag auszuführen. „Noch heute abend steht das Lob, das Peppa als Künstlerin in München sich erworben hat, in allen Zeitungen. Es wird ein Jubelfest, eine Errettung der schwergeprüften Familie sein. Gestatten Sie, daß ich meinen Dank für Ihre Güte durch einen Handkuß ausdrücke."

„Nun, wer weiß, ob Sie Peppa damit einen Gefallen thun, Herr Graf," erwiderte sie lächelnd. „Sie wissen, sie kann so etwas nun einmal bei Ihnen nicht leiden."

Er stürmte davon, ganz glücklich im Glück anderer.

Der alte Marini hatte den ganzen Tag schon nach Agnelillo gesucht, ihn aber nicht gefunden. Zehnmal hatte er auf der Rampa di San Antonio nach ihm gefragt, aber niemand hatte ihm auch nur den geringsten Nachweis geben können, niemand wußte von ihm. Das ging dem alten Mann sehr im Kopf herum. Dazu kam, daß ihm Peppa von ihren Münchener Erfolgen erzählte, daß sie bald viel Geld bekommen und in Zukunft noch viel mehr verdienen werde, daß sie eine Künstlerin und dem Fräulein Marianne so unendlich verbunden sei, der sie das alles zu verdanken habe, und daß sie hoffe, es würde noch einmal ein Tag kommen, an dem sie ihr all das Liebe und Gute, das sie an ihr gethan, vergelten könne. Weiterhin hatte der alte Marini längst bemerkt, daß zwischen Fräulein Marianne und seinem Sohne Mario geheime Beziehungen bestanden. Wunderliche Träumereien und Wünsche gingen ihm durch den Sinn.

Der alte Mann hatte die Idee, daß er verpflichtet sei, sich um Fräulein Marianne verdient zu machen, und glaubte das zunächst dadurch zu thun, daß er ihr bei den beabsichtigten Untersuchungen in der Villa Marini so energisch wie möglich beistand. Er hätte vermutlich jede andere Gelegenheit, sich der jungen Dame erkenntlich zu erweisen, auch ergriffen, da sich aber keine andere bot, so setzte er alles in Bewegung, um diese Nachforschungen zu fördern. Aus eigenem Antriebe hatte er dem jetzigen Besitzer der Villa Marini, dem Herrn Mastrillo in Mailand, brieflich mitgeteilt, der neue Mieter der Villa würde sie vielleicht doch noch kaufen, vor allem dürfe Mastrillo ihm daher die Laune nicht verderben, sondern müsse seine Einwilligung zu den Nachgrabungen geben. Das hatte Marini denn auch erreicht, denn er bildete sich ein, sehr schlau und findig dabei zu Werk gegangen zu sein.

Am Nachmittag desselben Tages gingen also, dank dem Eifer des alten Marini, die Arbeiten an den Grotten der Villa Marini vor sich. Während unten Arbeiter mit einem Techniker an der Spitze die Zugänge zu den Grotten freilegten, indem sie mit Dynamitpatronen die Hindernisse sprengten, versammelte sich oben im Park eine Anzahl Personen, die nun gespannt auf die Ergebnisse der Nachforschungen warteten. Da waren außer Fräulein Marianne und ihrer Mutter Peppa Marini, Graf Giuliano, der frühere Hausarzt in der Villa Marini, Doktor Gioffredi, der junge Rechtsanwalt Saturini, der Verteidiger Marios, der über die Resultate der Ausgrabung einen Zeitungsartikel schreiben wollte, und andere. Man hörte oben ganz genau das Schießen, wodurch man unten das Mauer- und Felswerk absprengte.

„Man wird uns hoffentlich zu guter Letzt nicht alle miteinander in die Luft sprengen," äußerte Doktor Gioffredi.

„Es ist gar keine Gefahr. Man sprengt


Die Krönung König Eduards VII. von England: Die Staatskarosse mit dem Königspaar.

ja unterhalb des Wassers," beruhigte ihn ein anderer.

Man lief im Garten hin und her, um womöglich von einem Felsvorsprung zusehen zu können, wieder andere waren bei der Sache geduldiger, setzten sich in die sonnigen Weinlauben am Ufer, tranken Kaffee und genossen in aller Gemütsruhe die schöne Aussicht über das Meer und die Inseln.

„Ein Paradies!" rief Saturini begeistert. „Die Villa Marini ist ein Paradies!"

Fräulein Marianne saß dabei; sie wollte den jungen Rechtsanwalt in seiner Begeisterung nicht stören, innerlich war sie jedoch fest überzeugt, daß es auf Erden kein Paradies mehr gäbe.

Plötzlich kam eine aufregende Bewegung in diese Gruppen. Der alte Marini, der natürlich unten als Oberleiter der Arbeiten und besonders als Aufpasser, daß nichts von den etwaigen Funden gestohlen würde, funktionierte, hastete bleich, mit verstörtem Blick und schlotternden Knieen den Felsweg herauf, der den Park mit dem Meere verband.

„Was ist?" schrie man ihn betroffen an. „Was haben Sie? Was hat's gegeben? Ist ein Unglück geschehen?"

Der alte Mann war unfähig, auch nur einen Laut von sich zu geben. Eine wahre Todesangst lag in seinem Blick. Seine Hände fuhren wild gestikulierend in der Luft herum und schienen nach unten, wo man in den Grotten arbeitete, zu deuten. Aber über die bläulichen Lippen kam kein Wort. Er riß wie wütend am Hals und am Hemdkragen herum, als ob er selbst über seine Sprachlosigkeit verzweifelt sei, aber es nützte lange nichts.


Freiherr Clemens v. Podewils-Dürnitz, der neue bayerische Kultusminister. Nach einer Photographie von Carl Pietzner, Hofphotograph in Wien.

„Aber so reden Sie doch, Commendatore!" rief ihn Saturini an. „Was ist geschehen? Sollen wir helfen? Was sollen wir thun?"

„Ha—Ha—Haben recht, Herr Rechts— Rechtsanwalt," stotterte Marini endlich mit krampfhaften Anstrengungen heraus, „un—ten — unten liegt er. Und noch einer. Nur rasch, man m—m— muß telegraphieren. Nach — N— N— Nisida; n— n— nur rasch!"

Kein Mensch wurde klug daraus, und die meisten glaubten, daß der alte Mann nun wirklich und wahrhaftig übergeschnappt sei. Marini war offenbar höchst unglücklich darüber, daß man ihn nicht begriff.

„Unten!" brachte er wieder mit unsagbarer Anstrengung hervor. „Kommen Sie. Nur rasch. Wo ist der Staatsanwalt? Er muß her. Nur rasch."

Dabei wies er mit seinen zitternden Händen immer nach unten, wo die Grotten sich befanden.

Man fing nun wohl an zu begreifen, daß da unten bei den Arbeiten etwas Ungewöhnliches passiert sein mußte, und einige der Herren machten sich auf, um mit Marini den Felsweg nach dem Meere wieder hinunterzusteigen, wo sie, so rasch das gehen wollte, die Privatbarke, die dort immer für die Bewohner der Villa Marini bereit lag, flott zu machen suchten. Das gelang auch bald, und man fuhr damit nach der Grotte, in die Agnelillo in der Nacht vorher eingedrungen war. Der Eingang war bereits freigelegt, die Grotte selbst durch Fackeln erhellt, der Gang im Hintergrund schon von weitem sichtbar. Hier stiegen die Herren unter Führung des alten Marini wieder aus, gingen hastig an den Arbeitern, die schweigend und mit scheuem Respekt einer neben dem anderen dastanden, vorbei und kamen in das obere Gemach, wo Agnelillo neben einer zweiten Leiche lag.

Zunächst wußte man vor Ueberraschung und Schreck über den seltsamen Fund auch nicht, was nun zu beginnen sei, bis endlich der alte Marini wieder stoßweise und stotternd hervorhastete, indem er auf Agnelillo deutete: „Das ist der Mörder Don Leones!"

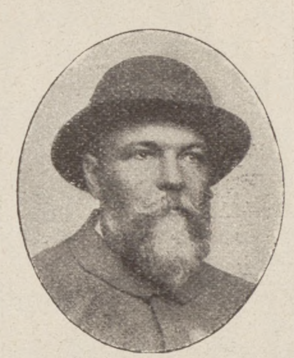
Saturini sah ihn verwundert an. Er hielt diese Aeußerung des aufgeregten Mannes für eine durch nichts begründete Annahme. Vielleicht war Marios Vater, der in letzter Zeit ohnehin nicht ganz „taktfest" mehr schien, nun vollständig übergeschnappt und hielt in seiner, durch das unglückliche Schicksal seines Sohnes verursachten Geistesverwirrung nun den ersten besten für den Mörder Don Leones. Erst als man sich den Fund genauer ansah, als man die Steinflasche Agnelillos entdeckte, die bei seinem Fall auf den Boden zersprungen war, und deren Inhalt nun Doktor Gioffredi sofort als geronnenes, schon in Verwesung übergegangenes Menschenblut bezeichnete, als man in der am Boden liegenden Gestalt im schwarzen Mantel ein antikes Skelett erkannte, wahrscheinlich das eines römischen Centurionen, so viel man nach dem Helm und den vorgefundenen Kleidungsstücken urteilen durfte, und als man namentlich das Holzkästchen unter der Gestalt vorsichtig hervorzog und nun kombinierte, daß Agnelillo möglicherweise mit dem Blut auf die Schatzsuche gegangen sei, erst dann begriff Saturini, was der alte Marini meinte. Auf seine vor dem Schwurgericht geäußerte Mutmaßung bezüglich des Mordes Don Leones zurückkommend, glaubte er jetzt auch, daß Marini recht haben könne.

Die liebe Eitelkeit kam dabei natürlich mit ins Spiel. Wenn seine damalige Hypothese jetzt durch die Thatsachen erhärtet und bewiesen wurde, so wurde er offenbar berühmt durch diesen Prozeß, dann war er ein gemachter Mann.

Einmal zu dieser Erkenntnis gelangt, ergab sich für den jungen, praxisbedürftigen Rechtsanwalt alles weitere von selbst. Er beorderte sofort eine gerichtliche Kommission zur Aufnahme des Thatbestandes und zur Anfertigung eines genauen Protokolls. Man ließ alles stehen und liegen, wie es lag. Nur das Kästchen, als mutmaßliches Wertobjekt, brachte man nach der Villa Marini, um es in sicherer Hut zu wissen. (Fortsetzung folgt.)

# Illustrierte Rundschau.

**Reval,** auf dessen Reede die Zusammenkunft des deutschen Kaisers mit dem Zaren Nikolaus stattfand, war einst ein mächtiges Bollwerk deutscher Kultur und Stapelplatz der Hansa. Viele mittelalterliche Gebäude, besonders in der von starken Mauern und Türmen umgebenen Altstadt, erinnern noch an jene Zeit. Jetzt ist Reval Hauptstadt des russischen Gouvernements Esthland und ein bedeutender Seehandelsplatz des russischen Reiches. — Die Unruhen, die wieder in **Korea** ausgebrochen sind, haben hauptsächlich ihren Ursprung in dem dort bestehenden Interessengegensatz zwischen Russen und Japanern. Unter den neun Häfen jenes ostasiatischen Königreiches, die dem auswärtigen Handel geöffnet sind, ist der bedeutendste **Tschemulpo** an der Westküste, der Hafen der Hauptstadt Söul. Man findet dort Niederlassungen aller handeltreibenden Nationen, unter denen die der Japaner durch ihre Größe obenan steht. — Bei der Krönung König Eduards VII. von England, die mit glänzendem Gepränge in der Westminsterabtei vor sich ging, fand die Hin- und Rückfahrt des Königspaares in einer prächtigen **Staatskarosse** aus Gold und Krystall statt, die von acht kostbar aufgeschirrten Falben gezogen wurde. Neben dem Wagen ritt der Herzog von Connaught, der Bruder des Königs, und sein Sohn. — Der neue bayerische Kultusminister **Freiherr Clemens v. Podewils-Dürnitz** ist am 17. Januar 1850 geboren, trat frühzeitig in den diplomatischen Dienst, wurde 1883 als Geheimer Legationsrat zum Gesandten Bayerns am italienischen Hofe ernannt und bekleidete seit 1896 den bayerischen Gesandtenposten in Wien. — Der während seines Besuches in Europa plötzlich in Brüssel am Herz-


Lukas Meyer †.

schlage gestorbene Burengeneral **Lukas Meyer** war im Jahre 1846 im Oranjefreistaat geboren und lebte seit 1865 in Transvaal. 1884 gründete er die „Neue Republik“, die später in Transvaal einverleibt wurde. Meyer war vor Ausbruch des Krieges Präsident des Volksraads (des Abgeordnetenhauses). Er hat sich besonders bei dem Einmarsch der Buren in Natal im Oktober 1899 und später bei dem Versuche, den General Cronje zu entsetzen, ausgezeichnet.

## Der Handeggfall an der Grimselstraße.

(Mit Bild.)

Seit im Herbst 1894 die neue Grimselstraße vollendet wurde, ist der Handeggfall, eine der hervorragendsten Sehenswürdigkeiten des Berner Oberlandes, dem Reisenden auch zu Wagen erreichbar geworden. Er ist nächst dem Tosafall das gewaltigste Naturschauspiel dieser Art in den Alpen. Durch eine steil sich senkende Felsenkluft stürzt das wilde Wasser der Aare mit betäubendem Donner 60 Meter fast senkrecht in die Tiefe. Bei Sonnenschein steht ein Regenbogen über den stäubenden Wassermassen. Den besten Ueberblick gewährt eine kleine, nahe der Straße errichtete Rotunde.



Der Handeggfall an der neuen Grimselstraße.

## Der englische Maler.

Erzählung nach Thatsachen.
Von A. Oskar Klaußmann.



Der von Ostende kommende Eilzug lief gegen Mittag auf dem Nordbahnhof in Brüssel ein. Hier wechselten die Eisenbahn- und Postbeamten. Die, welche den Zug bisher begleitet hatten, blieben da, und andere gingen bis Verviers an die deutsche Grenze mit. Nur wenige Minuten nahm die Uebergabe des Zuges in Anspruch. Unterdessen hatte sich die neue Lokomotive an das bisherige hintere Ende des Zuges gesetzt, denn der Nordbahnhof in Brüssel ist eine Kopfstation, das Abfahrtsignal ertönte, und in derselben Richtung, aus welcher der Zug gekommen war, fuhr er ab, um dann in der Richtung nach Verviers abzubiegen.

Ein ungefähr vierzigjähriger Mann, dem man in seiner Kleidung, seinem Gesicht und seiner Haltung den Engländer der besseren Stände ansah, bewegte sich über den Bahnsteig dem Ausgang zu. Er ging mit Hilfe eines Stockes. Sein rechtes Bein war gelähmt oder verletzt, und das Gehen fiel ihm offenbar schwer. Kurz vor der Treppe, die zur Eintrittshalle des Bahnhofs herunterführte, staute sich die Menge, und der Hinkende stand neben einem Mann am Ende der Zwanziger, der einen Zivilanzug, aber die goldbordierte Mütze der belgischen Postbeamten trug.

An diesen wendete sich der Hinkende mit den Worten: „Mein Herr, ich erkenne an Ihrer Mütze, daß Sie ein Postbeamter sind. Es ist mir, als hätte ich Sie bereits in Ostende gesehen. Wahrscheinlich haben Sie die Post von Ostende bis hierher begleitet?“

Der Angeredete sah den Fremden etwas erstaunt an und sagte zurückhaltend: „So ist es, mein Herr.“

„Verzeihen Sie, daß ich Sie belästige. Ich bin krank, das heißt, ich habe ein fast gelähmtes Bein. Sie wohnen als Postbeamter gewiß hier in der Nähe des Nordbahnhofes. Können Sie mir vielleicht sagen, wo ich ein bescheidenes Zimmer finde? Entschuldigen Sie, wenn ich Sie mit meiner Frage belästige, aber ich glaubte, Sie wären in dem Stadtviertel gut bekannt.“

„In der That,“ versetzte der Beamte, „ich wohne hier in der Nähe mit meiner Mutter, und zufälligerweise haben wir auch ein Zimmer zu vermieten.“

Der Hinkende schien außerordentlich erfreut. „Welch ein glücklicher Zufall! Ich habe wirklich nicht erwartet, es so günstig zu treffen. Mein Name ist Frazer.“

„Und ich heiße Emil Caperon, mein Herr. Das Zimmer ist ganz nett eingerichtet; bisher hat ein Kollege von mir darin gewohnt, der aber jetzt nach Verviers versetzt worden ist. Wir nehmen nicht jeden auf; aber viel-

## Humoristisches.

# In die unrechte Kehle.



Aloysius Schmachtstengel ist von den Eltern seiner Angebeteten zu einer Waldpartie eingeladen, wobei ihm der Proviantkorb anvertraut wird.



Schmachtstengel (etwas zurückbleibend): Das holde Mädchen! Heute muß ich mich ihr erklären, und sie wird mich erhören. Hätte sie mich sonst mit ihrem Vertrauen beehrt und mir den Proviant zum Tragen gegeben?



Doch halt, wie wollte ich ihr's doch sagen? Aha, hier ist das Manuskript. — Also etwa so:



Teures Fräulein, welch' günstige Gelegenheit bietet sich heute dar! Lassen Sie mich Ihnen mein



Innerstes eröffnen, lassen Sie mich mein volles Herz erleichtern von dem, was es schon lange beschwert!



O, mein teures Wesen, Ihre lieben Augen —



die holde Fülle Ihrer Gestalt —



der süße Duft Ihres ganzen Wesens haben es mir angethan!



O, darf ich hoffen, Sie, das Symbol der holdesten Weiblichkeit, auf ewig zu besitzen?




O, sprechen Sie es aus! Lassen Sie mich das holde Wort von Ihren Lippen trinken!



Lassen Sie mich nicht wieder mit Zentnerlast beschwert von dannen —

Stimme: Aber, Herr Schmachtstengel,



wo bleiben Sie denn mit dem Frühstück? Wir wollen hier rasten.

Gleich, gleich, da ist es schon! — Tableau!

leicht sehen Sie sich einmal die Wohnung an. Ich glaube, meine Mutter wird gegen Sie nichts einzuwenden haben."

„Und ich würde mich glücklich preisen," erklärte Frazer, „wenn ich zu Ihnen ziehen könnte. Sie sind Beamter, und wenn ich bei Ihnen wohne, so ist das eine gewisse Garantie für mich, daß ich in eine anständige Familie hineinkomme. Ich bin ganz fremd hier, bin eigentlich ein Krüppel, denn ich kann mich nur mühsam fortbewegen und bin in vieler Beziehung auf die Liebenswürdigkeit der Leute angewiesen, die mich aufnehmen."

„Ich weiß nicht, welche Beschäftigung Sie haben," sagte Caperon, „aber die Wohnung wird Ihnen schon gefallen. Sie liegt in der Nähe des Bahnhofs; auch zu den Boulevards ist es nicht weit, und an der Ecke der Straße finden Sie eine Pferdebahn, die Ihnen Gelegenheit giebt, alle wichtigen Punkte ohne Mühe zu erreichen."

„Ganz ausgezeichnet!" erklärte Frazer. „Ich bin Maler, mein Herr. Ich darf mich wenigstens so nennen, wenn ich auch nicht meinen Lebensunterhalt durch die Kunst verdiene. Meine Verhältnisse gestatten mir, nach meinem Gefallen zu leben, und meine Krankheit zwingt mich schon seit Jahren, viel im Zimmer zu bleiben, und veranlaßt mich zu eifrigem Arbeiten an der Staffelei." — —

Zwei Stunden später war Frazer in die Wohnung bei Caperons in der Rue de la Bienfaisance eingezogen. Er bat auch, ihn zu beköstigen und ihn vollständig als Hausgenossen aufzunehmen. Er war ein bescheidener, liebenswürdiger Mann, und in einigen Tagen war er mit Mutter und Sohn nicht nur gut bekannt, sondern befreundet. Jeden zweiten Tag hatte Caperon Dienst und fuhr mit der Post von Ostende bis Brüssel, den darauffolgenden dienstfreien Tag widmete er stets seinem Freunde Frazer.

Frazer verließ nur einmal des Tages das Haus, um sich zu Wagen zu dem Masseur zu begeben, sonst saß er in seinem Zimmer, las oder arbeitete an der Staffelei. Seine Malerei war freilich nicht weit her, er war offenbar mehr Zeichner als Maler, und trotzdem er sich anscheinend große Mühe gab, kam er über eine dilettantische Mittelmäßigkeit nicht hinaus. Er führte nach vorhandenen Skizzen aus Indien, Australien und Südamerika Bilder aus, lediglich zu seinem Vergnügen.

Als er das erste Landschaftsbild vollendet hatte, schenkte er es Frau Caperon in schönem Rahmen, und selbstverständlich erhielt das Kunstwerk des Mieters den besten Platz in dem kleinen Empfangszimmer. Schließlich kam er sogar auf den Gedanken, Frau Caperon und ihren Sohn zu malen, was diese sehr erfreute.

Während Emil und seine Mutter dem freundlichen Mieter saßen, wurde natürlich fleißig geplaudert. Frazer interessierte sich für alles, auch für das, worüber Emil Caperon sehr gern sprach, nämlich für dessen Beschäftigung. Es ist selbstverständlich, daß jeder Mensch gern über das spricht, was sein Beruf, seine tägliche Beschäftigung ist, und Frazer hörte mit einer Aufmerksamkeit zu, als wolle er selbst noch einmal Postbeamter werden. Die Beschäftigung Caperons war aber auch wirklich interessant, denn er hatte mit der internationalen Post zu thun. Fast jedesmal, wenn der Dampfer nachts von Dover in Ostende ankam, brachte er eine Anzahl internationaler Poststücke mit, große Ledersäcke, die mit Briefen und Drucksachen vollgepfropft und mit Bleisiegeln verschlossen sind. Sie enthalten Sendungen aus Nord- und Südamerika, die für den Kontinent, insbesondere für Deutschland, bestimmt sind. Natürlich sind unter den internationalen Postsachen auch solche für Belgien, der Ledersack aber, der diese Sendungen enthält, kommt in den belgischen Postwagen, der nur bis Brüssel geht. Am Ende des Eilzuges, der von Ostende kommt, befindet sich jedoch ein zweiter, ein internationaler Postwagen, der mit den Buchstaben A. B. gezeichnet ist. Die internationale Post wird in Ostende direkt in den Wagen A. B. geladen, dann wird der Wagen mit Bleisiegeln versehen, und die Thüren werden außerdem auch noch durch Vorhängeschlösser versichert, deren Konstruktion nur den Postbeamten bekannt ist. Es giebt zu jedem der Schlösser zwei Schlüssel, einer davon bleibt in Ostende, der andere liegt in Verviers. Der an den Schnellzug angehängte Wagen A. B., in dem sich keine Postbeamten befinden, geht zunächst bis Brüssel, wird dort dem Schnellzug Nr. 67 angehängt, der nach Verviers und von dort über Aachen nach Köln geht, und in Verviers in Gegenwart der belgischen Postbeamten von den deutschen übernommen.

Frazer fand das alles höchst interessant und meinte, daß es ein sehr hübsches Genrebild geben würde, wenn man das Einladen der internationalen Post darstelle. Da dies stets bei Nacht geschehe, entständen durch die verschiedenen Gas- und Handlaternen, sowie durch das elektrische Licht jedenfalls sehr wirksame Beleuchtungseffekte. Auch Caperon war der Ansicht, daß das Bild sehr hübsch werden würde, und versprach, seinen Freund nach Möglichkeit zu unterstützen, wenn er Studien und Zeichnungen in Ostende machen wollte.

Frazer ließ so leicht keine Idee, die er einmal ergriffen hatte, fallen. Schon am nächsten Tage fuhr er mit Emil nach Ostende, um dort einige Tage zu bleiben und Skizzen zu entwerfen. Er zeichnete eifrig Skizzen der nächtlichen Scene, die sich bei der Verladung der internationalen Post ergiebt. Er erfuhr hier, daß die Postsäcke, die Wertsachen enthielten, mit blauen Etiketten beklebt wurden, damit die Postbeamten, die sie in Verviers übernahmen, sofort wüßten, wo die wichtigsten Stücke lagen. Er sah zu, wie die Thüren des Wagens A. B. geschlossen wurden, und als dann der Zug in der Richtung nach Brüssel abfuhr, blickte ihm Frazer lange nach. Dann ging er ein paar Straßen weiter, blieb endlich vor einem Hause stehen und pfiff ein eigentümliches Signal.

Im zweiten Stock dieses Hauses öffnete sich ein Fenster, und ein männlicher Kopf spähte hinaus. Dann wurde das Fenster wieder geschlossen, die Hausthür geöffnet und Frazer eingelassen.

Kaum oben im Zimmer angelangt, wo drei Männer anwesend waren, begann Frazer mit unheimlicher Sicherheit und Geschicklichkeit einen Tanz auszuführen, bei dem er sein krankes Bein genau so gebrauchte wie sein gesundes. Die drei anderen im Zimmer Anwesenden, ihrer Sprache nach sämtlich Engländer, lachten aus vollem Halse, worauf Frazer erklärte: „Lacht nicht; ihr glaubt nicht, wie nötig eine solche Bewegung für mich ist. Das Bein wird mir ganz steif von dem fortwährenden Hinken. Wenn ich allein bin, muß ich es immer in Bewegung üben, damit ich nicht hinke, auch ohne es zu wollen. Ich brauche meine Beine doch sehr nötig; ein einziger Fehltritt zur unrechten Zeit bringt mich in Gefahr und vielleicht euch ebenfalls."

„Schon gut, Jones. Sage, wie steht es?" versetzte der Mann, der Frazer die Hausthür geöffnet hatte.

„Gut. Aber wir müssen noch ungefähr acht Wochen warten. Die Sendungen, die jetzt herüberkommen, sind nicht so wertvoll. Erst im Frühjahr, wenn die Schiffahrt nach Amerika nicht mehr so gefährlich ist wie im Winter, kommen die Wertsachen, und dann ist auch die günstige Zeit für uns. Jetzt könnte bei Schneefall auf den Trittbrettern eine Spur bleiben, die uns verrät; bei Glatteis wäre die Sache äußerst gefährlich. Wir müssen warten, bis Tauwetter kommt. Ich denke so Mitte März, wenn Neumond ist, können wir die Sache ausführen. Doch nun laßt uns keine Zeit verlieren. Kommt her; ich will euch eine Skizze des Wagens zeichnen, damit ihr genau orientiert seid."

---

Nachdem Frazer fast acht Tage lang in Ostende Skizzen gezeichnet hatte, kam er wieder nach Brüssel zurück und begann hier sein ziemlich großes Bild zu entwerfen. Die Genremalerei gelang dem Engländer entschieden besser als seine Landschaften. Das Bild versprach, recht gut zu werden. Mit welcher Gewissenhaftigkeit malte aber auch Frazer! Er war im stande, geduldig auf Emil einen halben Tag zu warten, um von diesem zu erfahren, wie ein Bolzen oder Niet in dem Wagen sitze, oder nach welcher Richtung hin sich die Thür öffne. Er hatte das alles ja in seinem Skizzenbuch, aber er war übertrieben genau und holte immer wieder den Rat seines Freundes ein.

Als Caperon eines Abends zurückkam, klagte ihm Frazer, er habe sich den ganzen Nachmittag den Kopf darüber zerbrochen, wie er das Geheimschloß malen solle. Damit komme er nicht zu stande. Er habe nur höchst unsichere Skizzen davon entworfen und möchte gerade darin keinen Fehler machen. Caperon, der sich schon seit längerer Zeit mit Frazer duzte, beruhigte den Freund lachend. „Mach dir darüber keine Sorgen, ich bringe dir übermorgen ein solches Schloß mit, sie sind alle gleich. Du darfst aber nicht darüber sprechen, daß ich dir eines bringe. Es ist verboten, die Geheimschlösser aus dem Bureau zu entfernen. Du kannst es einen Tag lang hier behalten, während ich zu Hause bin, dann ist das Schloß gewissermaßen unter meiner Aufsicht, und bei dir hat es ja überhaupt keine Gefahr."

Als Caperon das nächste Mal von Ostende zurückkam, brachte er in der That ein Geheimschloß mit, dessen Konstruktion er mit großem Eifer dem Freunde erklärte. Frazer machte sich sehr sorgfältige Skizzen von dem Schloß, sogar solche in natürlicher Größe. Als Caperon nachmittags ausgegangen war, nahm er in seiner Gewissenhaftigkeit sogar einige Wachsabdrücke des Schlüssels, der sehr kunstvoll gearbeitet war.

Im Laufe der nächsten Woche wurde das Bild fertig. Eines Tages kam ein Mann, der im Auftrage Frazers einen kostbaren Rahmen zu dem Bilde brachte, und nachdem dasselbe in den Rahmen eingefügt war, überreichte es mit warmen Worten Frazer seinem Freunde Emil Caperon zum Andenken.

Zwei Tage später erhielt Frazer aus London eine Depesche, die er auch Caperon zeigte, und in der ihm die Mitteilung wurde, daß seine Mutter schwer erkrankt sei und ihn zu sehen wünsche.

Es war recht unangenehm für Frazer, seine Massagekur zu unterbrechen, aber natürlich durfte er nicht zögern, an das Krankenbett der Mutter zu eilen. Er erklärte ausdrücklich, daß er in spätestens acht Tagen zurückkehren werde, und daß er sein Zimmer behalte. Dann reiste er nach Ostende, um mit dem Schiff über Dover nach London zu eilen. — —

Das Dampfschiff von Dover mit den Londoner Passagieren lief kurz vor zwölf

Uhr nachts in den Hafen von Ostende ein und machte am Quai fest. Die Passagiere stiegen aus und direkt am Quai auf den Hafenbahnhof in den bereitstehenden Eilzug, der nach Brüssel fährt. Die größte Zahl der Reisenden benutzte diesen Zug.

Die internationale Post war diesmal außerordentlich stark; dies überraschte die belgischen Beamten aber durchaus nicht, denn der Donnerstag ist gewöhnlich ein starker Posttag, weil im Laufe des Vormittags in London verschiedene Dampfer von New York eintreffen.

In den letzten Abteil des Wagens zweiter Klasse, der dicht vor dem A. B.-Postwagen sich befand, hatten sich zwei Herren gesetzt, die ihrem Aeußeren nach Engländer waren. Kurz vor der Abfahrt des Zuges kamen noch zwei andere Passagiere, die suchend am Zuge entlang gingen und endlich in denselben Abteil stiegen. Der Schaffner bemerkte, daß die vier Herren nicht zu einander gehörten, denn sie saßen je in einer Ecke und kümmerten sich nicht umeinander.

Die Post war endlich glücklich verladen. Noch im letzten Augenblick wurden die Bleiverschlüsse auf beiden Seiten des Wagens befestigt und die Sicherheitsschlösser vorgelegt, dann wurde das Abfahrtsignal gegeben, und der Zug jagte hinaus in die dunkle Nacht.

Als er einige Minuten in Bewegung war, fragte einer der Herren, die zuerst eingestiegen waren, die später Hinzugekommenen: „Habt ihr mit dem Schaffner gesprochen?"

„Jawohl," entgegnete der eine, der aber in der anderen Ecke sitzen blieb, „ich habe ihm ein Trinkgeld gegeben, damit er uns bis nach Brüssel schlafen läßt. Ich habe ihn gebeten, er solle niemand in das Coupé hereinlassen, und er wird es auch nicht thun."

„Gut," lautete die Antwort, „dann ans Werk!"

„Wir können bis Gent nichts unternehmen. Der Zug fährt bis Brügge nur zwanzig Minuten und hält dort eine Minute. Dann fährt er bis Gent vierunddreißig Minuten. Wir können in dieser Zeit die Vorbereitungen treffen, aber die Hauptsache muß zwischen Gent und Brüssel geschehen. Wir haben dann zweiundfünfzig Minuten Zeit, in diesen kann man viel ausrichten. Habt ihr alles zur Hand?"

„Es ist alles vorbereitet, Jones."

„Dann macht die Behälter zurecht."

Die vier Reisenden hatten ziemlich umfangreiches Gepäck. Die Handtaschen und Koffer wurden sämtlich geleert, und es zeigte sich, daß sie verhältnismäßig wenig Inhalt hatten. Das gesamte Gepäck, das in ihnen steckte, wurde in zwei Handtaschen fest verpackt, so daß noch zwei Handtaschen und zwei Koffer leer zur Verfügung blieben.

Brügge und zwanzig Minuten später Gent wurden passiert. Die Reisenden schliefen jedesmal, wie der Schaffner, der in den Wagen hineinsah, bemerkte. In Brügge stieg der Schaffner in den Abteil dritter Klasse ein, in dem er zusammen mit den anderen Kollegen während der Fahrt Platz zu nehmen hatte, da Schaffnersitze wie bei uns bei den belgischen Wagen damals nicht vorhanden waren. Nachdem Gent passiert war, klappten die Insassen des letzten Abteils vor dem Postwagen A. B. die Lampenschirme aus dunkelgrünem Stoff herunter, und es war nun fast ganz dunkel im Wagen. Die Lampen warfen auch nach außen keinen Schein.

Der eine der vier Insassen öffnete darauf vorsichtig die Thür und schwang sich auf das Trittbrett hinaus. Trotzdem der Zug in voller Fahrt war, schob er sich vorsichtig bis an das Ende des Wagens und tastete darauf nach dem Griff, der am Kopfende des Postwagens A. B. angebracht ist, und nachdem er ihn gefaßt hatte, schwang er sich auf das Trittbrett des Postwagens. Ihm folgte der zweite der Insassen und schließlich der dritte, der jedoch am Ende des Trittbretts des Personenwagens stehen blieb. Der vierte Insasse schloß die Thür des Abteils und lehnte sich aus dem Fenster.

„Macht rasch," rief er halblaut, „Station Aloft wird sofort passiert."

„Das macht nichts," lautete die Antwort, „der Bahnsteig liegt drüben auf der anderen Seite, ebenso der der nächsten Station. Hier sieht uns kein Mensch."

Das Geheimschloß am Postwagen wurde mit einem Schlüssel geöffnet, die Bindfaden der Bleisiegel durchschnitten; dann öffneten die Diebe die Thür des Postwagens, und zwei von ihnen schwangen sich hinein. Der dritte blieb auf dem Trittbrett stehen, der vierte behielt seinen Platz am Fenster des Abteils. Als die beiden Einbrecher im Inneren des Postwagens waren, zündeten sie eine kleine Blendlaterne an und leuchteten auf dem Boden umher, auf dem die Postsäcke aufgestapelt waren; sie suchten die aus, die mit blauen Etiketten gezeichnet waren, weil diese Wertsachen und Geld enthalten. Dann zogen sie krumme, haarscharfe Gartenmesser aus ihren Taschen und schnitten die Säcke auf. Mit großer Geschwindigkeit wurden die Geldbriefe, die Wertpakete, welche Geld oder Brillanten enthielten, aufgerissen und ihres Inhalts beraubt. Nach viertelstündiger Arbeit gaben die Räuber nach außen ein Zeichen. Der Mann, der im Abteil saß, gab eine leere Tasche dem Manne, der auf dem Trittbrett stand, und dieser reichte die leere Tasche in den Postwagen. Nach einiger Zeit kam die Tasche auf demselben Weg gefüllt zurück. So wurde auch die zweite Tasche und dann die Koffer nach dem Postwagen leer befördert und gefüllt zurückgegeben. — — —

Der Zug lief in Brüssel ein. Der Schaffner hatte Mühe und Not, die beiden Herren, die bis Brüssel fuhren, zu erwecken, so fest schliefen sie. Sie verließen mit den Koffern und Taschen den Wagen. Die beiden anderen Herren baten den Schaffner, sie erst in Lüttich zu wecken. Sie waren sehr erstaunt, als sie erfuhren, sie müßten umsteigen. Sie nahmen anscheinend mißmutig ihr Gepäck, und suchten den Schnellzug Nr. 67 auf, an welchem auch der Postwagen A. B. angehängt wurde.

Sechs Minuten später verließ der Schnellzug 67 den Brüsseler Bahnhof, um über Lüttich und Verviers nach Aachen und Köln zu fahren. Um 4 Uhr 24 Minuten früh traf er in Verviers ein. Die belgischen Postbeamten übergaben hier erst die belgische Post, dann verfügten sie sich mit den deutschen Beamten zusammen nach dem internationalen Postwagen A. B, um hier bei der Uebernahme anwesend zu sein. Die deutschen Beamten prüften den Wagen mit aller Sorgfalt nicht nur auf der einen, sondern auch auf der anderen Seite. Die Geheimschlösser waren in Ordnung, nur fehlte auf der einen Seite ein Bleiverschluß.

Die belgischen Beamten meinten, derselbe sei wohl vergessen worden; die Post sei so groß gewesen, daß in Ostende kaum Zeit blieb, um die Schlösser anzulegen. Die Geheimschlösser wurden jetzt geöffnet, die Bleisiegel an der anderen Seite des Wagens durchschnitten und die Thür geöffnet. Erschreckt sprangen die Beamten zurück: ein Stoß loser Briefe, der an der Thür aufgestapelt gewesen war, fiel ihnen entgegen.

Im Inneren des Postwagens sah es grauenhaft aus: die Wertsäcke sämtlich durchschnitten und zerfetzt, Briefe, Briefumschläge, Postformulare lagen auf dem Boden herum. Offenbar hatte ein Raub stattgefunden, und die deutschen Beamten weigerten sich infolgedessen, die Post zu übernehmen. Der Stationsvorsteher von Verviers holte die Polizei, und dann ging man an die Untersuchung. Der Postwagen war in der That beraubt. Man fand ein krummes, scharfgeschliffenes Gartenmesser, das zum Aufreißen der Ledersäcke benutzt war. Es fehlten an barem Gelde Millionen, und andere Millionen waren in Wechseln, Staatspapieren, Diamanten und Gold verloren. Es wurde festgestellt, daß höchst wahrscheinlich die vier Leute, die im letzten Abteil des Zuges gesessen hatten, die Räuber gewesen waren.

Im Laufe der Untersuchung meldete Caperon pflichtgemäß, was er von seinem Freund Frazer wußte, und daß dieser niemals nach England zurückgekehrt sei, nachdem er die Depesche wegen der angeblichen Krankheit der Mutter erhalten hatte. Die von ihm bei Caperon zurückgelassenen Koffer enthielten wertlose alte Kleidungsstücke und Malutensilien, die zum Teil erst in Brüssel gekauft waren.

Die belgische Regierung hatte für einen Schaden von mehreren Millionen aufzukommen. Dabei deckte sie nicht einmal den Schaden vollständig, denn die Bankhäuser in Amerika und England geben fast nie den vollen Inhalt der Geldbriefe an, weil sie an Portokosten sparen wollen, und versichern bei besonderen Privatgesellschaften zu mäßigen Prämien die Geld- und Wertsendungen. Diese Privatgesellschaften hatten ebenfalls noch große Summen für abhandengekommene Wertpapiere und Gelder zu ersetzen.

Von den Räubern entdeckte man keine Spur.

Natürlich wurde von dem Augenblick an der internationale Postdienst über Ostende-Brüssel vollständig geändert. Die Wagen wurden fortan von Postbeamten begleitet, und so leicht, wie es den intelligenten Einbrechern gemacht worden war, den Postwagen zu berauben, war die Sache nun nicht mehr.

Emil Caperon hatte eine sehr unangenehme Untersuchung zu überstehen, doch kam er mit einem Verweis und einer Strafversetzung nach einer kleinen Stadt davon.

Die englischen Diebe aber verzehren vielleicht heute als angesehene Rentner die Früchte ihres mit so viel Geduld und Geschicklichkeit eingeleiteten und ausgeführten Millionendiebstahls im internationalen Postwagen A. B.

---

## Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

**Eine mißglückte Kriegslist.** — Das in Bayern gelegene und durch sein Bad bekannte Städtchen Brückenau war, wie die dortige Chronik erzählt, im Jahre 1248 in eine ernste Fehde mit der benachbarten Reichsritterschaft wegen Gebietsstreitigkeiten verwickelt. Die Freiherren v. Bibra, v. Thüngen, v. Ebersberg und v. Steinau hatten damals ein Bündnis gegen die Stadt geschlossen zu dem Zwecke, dieselbe zu erobern und sie dann für immer ihrer Oberherrschaft zu unterwerfen. Das ging aber nicht so leicht. Die Tapferkeit und die Wachsamkeit der Brückenauer Bürger waren bekannt. Wiederholte Sturmläufe auf die Stadtmauern waren mutig abgeschlagen worden, und deshalb nahmen die Verbündeten schließlich ihre Zuflucht zu einer Kriegslist, welche sie in ihrem Hauptquartier auf dem nahen Bergschlosse Schildeck nach langer Beratung ausgeklügelt hatten.

Am Vorabend des St. Georgstages (23. April) nahten sich dem südlichen Thore des Städtchens zwei Leiterwagen, die mit einer Anzahl Fässer beladen

waren. Der Leiter des Fuhrwerks, von einigen Landleuten begleitet, erklärte dem Thorwart, die Wagen mit den Fässern kämen von den auf Schildeck versammelten Rittern, welche sie der Bürgerschaft von Brückenau zum morgigen Feste als Geschenk zu einem guten Trunk zugedacht hätten. Durch ein versiegeltes Schreiben der Ritterschaft an den Magistrat wurde der Stadt und deren Bürgern zu ihrem nicht geringen Erstaunen verkündet, daß von nun alle Feindschaft und Fehde aufhören solle. Die Ritter würden dieses Abkommen morgen durch einen kräftigen Schluck des besten Weines persönlich bekräftigen. Als Probe sei ein kleineres Fäßchen obenaufgelegt, welches der löbliche Magistrat sofort kosten möge. Dies geschah, und die Marke des edelsten Johannisbergers sofort erkennend, wurde das Geschenk mit Freuden angenommen. In der Bürgerschaft, in welcher sich die frohe Kunde von dem Aufhören der Belagerung blitzschnell verbreitet hatte, herrschte nun große Fröhlichkeit, und man spendete der Freigebigkeit und dem persönlichen Entgegenkommen der Ritterschaft das höchste Lob.

Als man jedoch mit dem Abladen der Fässer begann, fiel eines derselben durch Unvorsichtigkeit der Knechte mit Heftigkeit zu Boden und barst der Länge nach auseinander. Und — o Unheil: plötzlich sprangen zwei bis an die Zähne bewaffnete Reisige daraus hervor, vor denen die guten Brückenauer starr vor Schreck Mund und Nase aufsperrten. Dann aber, die ihnen widerfahrene Täuschung erkennend, machten sie mit den Betrügern kurzen Prozeß und hieben sie nach kurzem Handgemenge nieder. Und als man nun die übrigen Fässer zerschlug, erwiesen diese denselben Inhalt, mit welchem auf gleiche Weise verfahren wurde. Nur einen der Reisigen ließ man am Leben, und dieser bekannte, daß er und seine Kameraden sich auf die Zusicherung reicher Belohnung hin zu dem gefährlichen Abenteuer verstanden hätten. Ihnen wäre der Auftrag geworden, nächtlicherweile aus den Fässern auszubrechen, die Thorwachen zu überrumpeln und den draußen harrenden Belagerern die Thore zu öffnen.

Die Bürger verhielten sich nun ganz ruhig, aber wachsam, und als sie gegen Mitternacht das Heranschleichen eines feindlichen Heerhaufens wahrnahmen, begehrte ein Brückenauer den Anführer desselben zu sprechen. Alsbald erschien dieser, und der Brückenauer sprach dann vom Turme aus in höhnischer Weise den Dank der Bürgerschaft für das großmütige Festgeschenk aus mit der Bitte, zugleich namens der übrigen Ritter ein Gegengeschenk in Empfang nehmen zu wollen. Da wurden nun die Köpfe der erschlagenen Reisigen von der Mauer herabgeschleudert, und wie erstaunten die Ritter, als sie hieraus erkannten, daß ihr Anschlag mißglückt war! Unverrichteter Sache und beschämt zogen sie mit ihrer Mannschaft wieder von dannen, und die Brückenauer hatten vor den Belagerern seitdem Ruhe.

Zur Erinnerung an diese Begebenheit wird in Brückenau heute noch der St. Georgstag festlich begangen. [N. v. B.]

**Der Stolz der Gauchos.** — Die Gauchos, die Landbewohner der argentinischen Staaten, setzen in ihre Sporen, die gewöhnlich von Silber gearbeitet sind, ihren höchsten Stolz. Durchgängig mit großen Rädern versehen, sind letztere oft von fabelhafter Größe. Es ist nichts Seltenes, einen Gaucho zu sehen, an dessen Hacken Räder befestigt sind von 6 bis 9 Zoll Durchmesser, die sich wie ein Schleifstein, wenn der Gaucho geht, auf der Erde um sich selbst bewegen, so daß dieser, um überhaupt gehen zu können, zuweilen genötigt ist, auf den Fußspitzen zu balancieren. An den Füßen, die meist unbekleidet sind, werden die Sporen mit einem breiten Lederriemen befestigt. [W. H.]

**Das letzte Wort.** — Eine üble Eigenschaft Voltaires war seine mit den Jahren sich steigernde Geschwätzigkeit und Rechthaberei, die selbst den Spott seiner Verehrer herausforderte. Zu diesen zählte der durch sein tragisches Ende in der französischen Revolution bekannt gewordene Staatsmann Roland de la Platière, der einst mit seiner Gattin den Dichter in seiner Wohnung zu Ferney bei Genf besuchte. Schon nach einer Stunde, während welcher die beiden bei der Gesprächigkeit Voltaires nicht zu Worte gekommen waren, verabschiedeten sich Herr und Madame Roland.

„Könnte ich doch einmal vier Wochen in der Nähe dieses geistreichen Mannes verleben!" gab Madame Roland, eine ebenfalls sehr redegewandte, schlagfertige Frau, ihrer Begeisterung für den Dichter Ausdruck.

„Das wünschte ich dir um meinetwillen," versetzte ihr Gatte ironisch, „denn dann würdest du auf alle Fälle verlernen, stets das letzte Wort haben zu wollen." [J. W.]

## Mohammedanische Infanteristen beim Gebet.

(Mit Bild.)

Infolge der Verwaltung Bosniens durch Oesterreich-Ungarn dienen auch Mohammedaner im österreichisch-ungarischen Heere. Von den bosnischen Regimentern steht ein Teil in Wien, und dadurch ist ein Stück Orient in die Kaiserstadt an der Donau versetzt. Man hat den Mohammedanern in der Kaserne für jedes Bataillon neben einer eigenen Küche auch ein besonderes Gebetzimmer eingerichtet, worin Tafeln mit Koransprüchen an den Wänden angebracht sind. Den Boden bedeckt eine Matte aus geflochtenem Schilf. In den vorgeschriebenen Stunden liest ein Hodscha, der gleichzeitig Korporal im Regimente ist, die Gebetformeln vor. Alle vorgeschriebenen Zeremonien geschehen seitens der Soldaten gleichzeitig, insbesondere das Niederwerfen bei bestimmten Stellen des Gebetes.




Mohammedanische Infanteristen eines bosnischen Regiments in Wien beim Gebet.

### Bilder-Rätsel.




Auflösung folgt in Nr. 38.

Auflösung des Bilder-Rätsels in Nr. 36: Von jedem der chinesischen Schriftzeichen ziehe man eine Senkrechte zu den Buchstaben unterhalb des Spiegels. Hierdurch erhält jedes Zeichen seinen bestimmten Buchstaben. Liest man nun von oben nach unten zeilenweise alle Zeichen ab, so ergiebt sich der Spruch: „Allen gefallen ist Kunst."

### Charade. (Fünfsilbig.)

Geschickte Künstler sind es zwar,
Die uns enthüllt das erste Paar,
Doch die Bewundrung für ihr Walten
Will nie sich herzenswarm gestalten.

Wir lieben die Gemütsart nicht,
Den Zweck, der aus den Werken spricht,
Und jede Frau wird es empören,
Dem Paar verglichen sich zu hören.

Es bieten uns die andern drei
Ein mannigfaltig Allerlei,
Hier schlicht und farblos, ohne Zierde,
Dort reizend Auge und Begierde.

Das Ganze auch zu ihnen zählt,
Doch wird es nie von uns erwählt,
Und rücksichtslos sogar vernichtet,
Was Fleiß und Mühe hergerichtet.

Auflösung folgt in Nr. 38.

Auflösungen von Nr. 36:

der zweisilbigen Charade: Seeland;
des Palindroms: Lese, Esel — Rebe, Eber.



Redigiert unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.